

# 1



Rehvenge's Mutter trat um elf Uhr elf vormittags in den Schleier ein.

Sie war umgeben von ihrem Sohn, ihrer Tochter, ihrer schlafenden Enkelin und ihrem Schwiegersohn und wurde von ihrer geliebten *Doggen* umsorgt. Es war ein guter Tod. Ein sehr guter Tod. Sie schloss die Augen, und eine Stunde später keuchte sie zweimal und stieß langsam den Atem aus, als seufzte ihr Körper erleichtert, als ihre Seele sich von den Fesseln des Fleisches löste. Und es war seltsam ... genau in diesem Moment wachte Nalla auf und blickte nicht auf ihre *Granhmen*, sondern auf einen Punkt über dem Bett. Ihre kleinen Patschehändchen langten in die Luft, und sie lächelte und gurrte, als hätte ihr jemand die Wange gestreichelt.

Rehv starrte auf den Körper hinab. Seine Mutter hatte immer geglaubt, dass sie im Schleier wiedergeboren werden würde, die Wurzeln ihres Glaubens reichten tief in ihre Kindheit bei den Auserwählten zurück. Er hoffte, es stimmte. Er wollte glauben, dass sie irgendwo weiterlebte.

Es war das einzige, was den Schmerz in seiner Brust auch nur annähernd lindern konnte.

Als die *Doggen* leise anfang zu weinen, umarmte Bella ihre Tochter und Zsadist. Rehv hielt sich abseits, er saß allein am Fuß des Bettes und sah zu, wie die Farbe aus dem Gesicht seiner Mutter schwand.

Als sich ein Kribbeln in seinen Händen und Füßen ausbreitete, wurde er daran erinnert, dass ihn das Vermächtnis seines Vaters ebenso stetig begleitete wie das seiner Mutter.

Er stand auf, verbeugte sich vor ihnen allen, und entschuldigte sich. Im Bad, das an das Zimmer angrenzte, das er immer benutzte, blickte er unter das Waschbecken und dankte der Jungfrau der Schrift, dass er klug genug gewesen war, ein paar Ampullen Dopamin hier zu deponieren. Er schaltete die Wärmelampe an der Decke an, zog den Zobelmantel aus und streifte das *Gucci*-Jackett von den Schultern. Als ihm das rötliche Leuchten von oben einen höllischen Schrecken einjagte, weil er dachte, der Schock des Todes brächte seine dunkle Seite zum Vorschein, schaltete er das Ding wieder aus, stellte die Dusche an und wartete, bis Dampf aufstieg, bevor er fortfuhr.

Er schluckte zwei weitere Penicillin-Tabletten und tappte ungeduldig mit dem Schuh auf den Boden.

Schließlich riss er sich zusammen und rollte den Hemdsärmel hoch, wobei er es vermied, sein Spiegelbild anzusehen. Dann zog er eine Spritze auf, nahm seinen *Louis*

Vuitton-Gürtel, schlang ihn um seinen Bizeps, zurrte das schwarze Lederende fest und presste den Arm an die Rippen.

Er stieß die Nadel in eine seiner entzündeten Venen, drückte den Kolben herunter ...

»Was machst du da?«

Als er die Stimme seiner Schwester hörte, riss er den Kopf herum. Im Spiegel starrte sie die Nadel in seinem Arm und die geröteten, entzündeten Adern an.

Sein erster Impuls war, sie anzufahren, bloß zu verschwinden. Er wollte nicht, dass sie das sah, und nicht nur, weil es weitere Lügen nach sich zog. Das hier war privat.

Stattdessen zog er die Spritze ruhig wieder heraus, steckte eine Kappe auf die Nadel und warf sie weg. Während die Dusche zischte, rollte er den Ärmel herunter, dann zog er Jackett und Mantel wieder an.

Er stellte das Wasser ab.

»Diabetes«, erklärte er. Verflucht, er hatte Ehlena erzählt, er habe Parkinson. Verdammte.

Andrerseits würden sich die beiden sicher nicht in näherer Zukunft begegnen.

Bella hob erschrocken die Hand an den Mund. »Seit wann? Geht es dir gut?«

»Es ist in Ordnung.« Er rang sich ein Lächeln ab. »Bei dir alles okay?«

»Warte, seit wann hast du das?«

»Ich spritze jetzt seit zwei Jahren.« Zumindest das war nicht gelogen. »Ich bin regelmäßig bei Havers.« *Ding! Ding!* Schon wieder die Wahrheit. »Ich habe es gut im Griff.«

Bella blickte auf seinen Arm. »Ist dir deshalb immer so kalt?«

»Schlechte Durchblutung. Deswegen brauche ich auch den Stock. Mein Gleichgewichtssinn ist gestört.«

»Hattest du nicht gesagt, du bräuchtest ihn wegen einer Verletzung?«

»Der Diabetes verzögert die Heilung.«

»Ach so.« Sie nickte traurig. »Ich wünschte, ich hätte es gewusst.«

Als sie mit ihren blauen Augen zu ihm aufsaß, verabscheute er die Lügen, die er ihr erzählte, aber dann dachte er an das friedliche Gesicht seiner Mutter.

Rehv legte den Arm um seine Schwester und führte sie aus dem Bad. »Es ist keine große Sache. Ich behandle es.«

Im Schlafzimmer war es kälter, aber das merkte er nur daran, dass Bella die Arme um sich schlang und die Schultern hochzog.

»Wann sollen wir die Zeremonie abhalten?«, fragte sie.

»Ich rufe in der Klinik an und bitte Havers zum Einbruch der Nacht herzukommen, um sie einzuwickeln. Dann müssen wir entscheiden, wo wir sie begraben.«

»Auf dem Gelände der Bruderschaft. Dort möchte ich sie begraben.«

»Wenn Wrath die *Doggen* und mich dabei sein lässt, ist es in Ordnung.«

»Das wird er sicher. Z telefoniert gerade mit dem König.«

»Ich glaube, es gibt nicht mehr viele Angehörige der *Glymera* in der Stadt, die sich verabschieden wollen.«

»Ich hole ihr Adressbuch von unten und entwerfe eine Anzeige.«

So eine nüchterne, praktische Unterhaltung, die zeigte, dass der Tod tatsächlich Teil des Lebens war.

Als Bella ein leiser Schluchzer entfuhr, zog Rehv sie an sich. »Komm her, Schwesterchen.«

Als sie zusammen standen, ihr Kopf an seiner Brust, dachte er an die unzähligen Male, bei denen er sie vor der Welt hatte bewahren wollen. Doch das Leben war einfach trotzdem geschehen.

Himmel, als sie klein gewesen war, vor ihrer Transition, war er sich so sicher gewesen, dass er sie beschützen und sich um sie kümmern konnte. Wenn sie Hunger hatte, sorgte er für Essen. Wenn sie Kleidung brauchte, kaufte er welche. Wenn sie nicht schlafen konnte, blieb er bei ihr, bis sich ihre Augen schlossen. Aber jetzt war sie erwachsen, und ihn beschlich das Gefühl, dass ihm nur noch tröstende Worte blieben. Aber vielleicht war es einfach so. Wenn man klein war, brauchte es nicht mehr als ein sanftes Wiegenlied, um die Sorgen des Tages zu vertreiben und das Gefühl von Sicherheit zu vermitteln.

Als er sie jetzt im Arm hielt, wünschte er sich, es gäbe auch für Erwachsene solche Sofortheilungsmittel.

»Sie wird mir fehlen«, seufzte Bella. »Wir waren uns nicht sehr ähnlich, aber ich habe sie immer geliebt.«

»Du warst ihr ganzer Stolz. Immer.«

Bella löste sich von ihm. »Du auch.«

Er strich ihr eine Strähne hinters Ohr. »Willst du dich mit deiner Familie etwas ausruhen?«

Bella nickte. »Welches Zimmer sollen wir nehmen?«

»Frag *Mahmens Doggen*.«

»Das werde ich.« Bella drückte seine Hand, obwohl er es nicht fühlen konnte.

Als er allein war, ging er zum Bett und holte sein Handy heraus. Ehlana hatte ihm in der letzten Nacht nicht mehr gesimst. Und als er jetzt die Nummer der Klinik aus seinem Nummernverzeichnis herausuchte, versuchte er, sich keine Sorgen zu machen. Vielleicht hatte sie die Tagschicht gehabt. Gott, er hoffte, das hatte sie.

Es war sehr unwahrscheinlich, dass etwas passiert war. Höchst unwahrscheinlich.

Aber er würde sie dennoch anrufen.

»*Hallo, Klinik*«, meldete sich eine Stimme in der Alten Sprache.

»Hier ist Rehvenge, Sohn des Rempoon. Meine Mutter ist soeben dahingegangen, und ich muss Vorkehrungen treffen, um ihren Leichnam zu konservieren.«

Die Frau am anderen Ende der Leitung keuchte. Keine der Schwestern mochte ihn, aber sie liebten seine Mutter. Alle liebten sie ...

Oder besser gesagt: hatten sie geliebt.

Er rieb sich den Irokesen. »Besteht vielleicht die Möglichkeit, dass Havers bei Nachtanbruch zu unserem Haus kommt?«

»Ja, natürlich. Und darf ich im Namen von uns allen sagen, dass wir ihr Dahinscheiden zutiefst bedauern und ihr einen sicheren Eingang in den Schleier wünschen.«

»Danke.«

»Einen Moment.« Als die Frau wieder ans Telefon kam, sagte sie: »Der Doktor kommt sofort nach Sonnenuntergang zu Euch. Mit Eurer Erlaubnis wird er jemanden mitbringen, der ihm assistiert ...«

»Wen?« Rehv war sich nicht sicher, was er davon halten sollte, wenn es Ehlena war. Er wollte nicht, dass sie so bald schon mit der nächsten Leiche zu tun hätte, und der Umstand, dass es seine Mutter war, machte es noch schlimmer. »Ehlena?«

Die Schwester zögerte. »Äh, nein, nicht Ehlena.«

Er runzelte die Stirn, beim Tonfall der Schwester erwachte der *Symphath* in ihm. »Ist Ehlena letzte Nacht in die Klinik gekommen?« Wieder eine Pause. »Ist sie gekommen?«

»Entschuldigt, darüber kann ich nicht reden ...«

Seine Stimme wurde zu einem tiefen Knurren. »Ist sie gekommen oder nicht. Einfache Frage. Ist sie. Oder ist sie nicht.«

Die Schwester wurde nervös. »Ja, doch, sie ist gekommen ...«

»Und?«

»Nichts. Sie ...«

»Also, wo liegt das Problem?«

»Es gibt keines.« Der Ärger in ihrer Stimme verriet ihm, dass es Gespräche wie dieses waren, die ihn so beliebt bei der Belegschaft machten.

Er bemühte sich um einen etwas ruhigeren Ton. »Offensichtlich gibt es ein Problem, und du wirst mir sagen, was es ist, oder ich rufe so lange an, bis jemand mit mir redet. Und wenn sich keiner dazu bereiterklärt, komme ich an den Empfangstresen und treibe euch alle in den Wahnsinn, bis jemand vom Team nachgibt und es mir sagt.«

Es gab eine Pause, in der *Du bist so ein Arschloch* deutlich in der Luft schwang. »In Ordnung. Sie arbeitet nicht mehr hier.«

Rehv zog pfeifend die Luft ein, und seine Hand schoss zu dem Plastiktütchen Penicillin, das er in der Brusttasche bei sich trug. »Warum?«

»Das werde ich Euch nicht verraten, egal, was Ihr tut.«

Es klickte leise, als sie auflegte.

Ehlena saß in der heruntergekommenen Küche im Erdgeschoss, das Manuskript ihres Vaters vor sich. Sie hatte es zweimal an seinem Schreibtisch gelesen, dann hatte sie ihn ins Bett gebracht, war hier hinauf gekommen und hatte es noch einmal gelesen.

Der Titel lautete: *Im Regenwald des Affengeistes*.

Gütige Jungfrau der Schrift, hatte sie vorher geglaubt, Verständnis für den Mann zu haben, hatte sie jetzt Mitgefühl. Die dreihundert handgeschriebenen Seiten waren eine geführte Tour durch seine Geisteskrankheit, eine lebhaft, anschauliche Studie seiner Krankheit, wie sie angefangen und wohin sie ihn gebracht hatte.

Sie blickte zur Aluminiumabdeckung an den Fenstern. Die Stimmen in seinem Kopf, die ihn malträtierten, hatten eine Vielzahl von Quellen, und eine davon waren Radiowellen von Satelliten auf Erdumlaufbahnen.

All das wusste sie.

Doch in seinem Buch verglich ihr Vater diese Alufolie mit seiner Psychose: Sowohl Folie als auch Schizophrenie hielten die Wirklichkeit von ihm fern, isolierten ihn ...

und gaben ihm die Sicherheit, die er brauchte. In Wahrheit liebte er seine Krankheit ebenso sehr, wie er sie fürchtete.

Vor vielen, vielen Jahren, nachdem ihn eine Familie geschäftlich übers Ohr gehauen und ihn in den Augen der *Glymera* ruiniert hatte, verlor er das Vertrauen in seine Fähigkeit, die Interessen anderer zu beurteilen. Er hatte sich auf die falschen Leute verlassen, und es hatte ihn seine *Shellan* gekostet.

Ehlена hatte den Tod ihrer Mutter falsch eingeschätzt. Kurz nach dem großen Fiasko hatte sich ihre Mutter dem Laudanum zugewandt, doch die kurzzeitige Erleichterung entwickelte sich bald zu einem Klotz am Bein, als ihr das vertraute Leben entglitt ... Geld, Ansehen, Häuser, Besitztümer flohen wie scheue Tauben aus einem Feld, um sich einen sichereren Ort zu suchen.

Und dann wurde Ehlenas Verlobung gelöst. Ihr Mann hatte sich von ihr distanziert, bevor er öffentlich erklärte, dass er sich von ihr lossagte – weil Ehlена ihn ins Bett gezerzt und damit seine Unschuld ausgenutzt habe.

Daran war ihre Mutter endgültig zerbrochen.

Ihre einvernehmliche Entscheidung wurde nun so hingedreht, als wäre Ehlена eine Frau ohne Wert, eine Metzgerin, die um jeden Preis darauf aus gewesen war, einen Mann zu verführen, der nur die edelsten Absichten hegte. Nachdem dieser Skandal in der *Glymera* bekanntgeworden war, waren Ehlenas Heiratsaussichten dahin und wären es auch gewesen, hätte ihre Familie noch den alten Status gehabt, den sie verloren hatte.

In dieser Nacht war ihre Mutter ins Schlafzimmer gegangen, wo man sie ein paar Stunden später tot auffand. Ehlена hatte immer gedacht, dass sie eine Überdosis Laudanum genommen hatte, aber nein: Wie sie jetzt im Manuskript las, hatte sie sich die Pulsadern aufgeschnitten und war auf den Laken verblutet.

Ihr Vater schrieb, dass sich die Stimmen in seinem Kopf das erste Mal meldeten, als er seine Frau tot auf dem Ehebett liegen sah, ihr blasser Körper umgeben von einem Halo aus dunkelrotem, vergossenem Leben.

Mit fortschreitender Umnachtung hatte er sich mehr und mehr in seinen Verfolgungswahn zurückgezogen, aber auf merkwürdige Art und Weise fühlte er sich dort sicherer als in der Realität. Das wirkliche Leben steckte voller Gefahren, man wusste nie, wer einen betrügen würde. Bei den Stimmen in seinem Kopf war das anders: Sie waren ohnehin alle hinter ihm her. Bei den verrückten Affen, die sich durch das Dickicht seiner Geisteskrankheit schlangen und die ihn mit Stöcken und harten Früchten in Form von Gedanken bombardierten, erkannte er seine Feinde. Sie waren verlässlich. Und die Waffen, um sie zu bekämpfen, waren ein gut geordneter Kühlschrank, Aluminiumfolie vor den Fenstern und das Schreiben.

In der wirklichen Welt fühlte er sich hilflos und verloren, anderen schutzlos ausgeliefert, unfähig zu beurteilen, was gefährlich war und was nicht. Deshalb zog er die Krankheit vor, denn hier kannte er, wie er es ausdrückte, die Grenzen des Urwalds, die Pfade, die um die Stämme herumführten und die Tricks der Affen.

Dort wies sein Kompass noch nach Norden.

Und die Überraschung für Ehlена war, dass er dabei nicht nur litt. Vor seiner Erkrankung war er Prozessanwalt für Angelegenheiten des Alten Gesetzes gewesen, ein